
Juli 2022

Die Kinder

Der Krieg in der Ukraine verändert auch das Leben der Kinder dramatisch. Schule findet im Sommer 2022 allenfalls als Distanzunterricht statt. In den frontnahen Städten und Dörfern verbringen sie die Nächte in Kellern, um Schutz vor den einschlagenden russischen Geschossen zu haben. Sie gewöhnen sich aber schnell an den Terror, der über sie hereingebrochen ist, schneller als die Erwachsenen, wie es den Anschein hat. Was der Krieg mit ihren Seelen macht, wird sich zeigen, wenn Frieden ist.

Vor wenigen Wochen ist Sophia Onishenko nah am Tod vorbeigeschrammt. Am 2. Juli schlägt ein Artilleriegeschoss direkt neben dem Haus ein, in dem die 13-Jährige lebt. Es explodiert jedoch nicht. Ein Bild des Blindgängers hat Sophia auf ihrem Smartphone gespeichert. Als sie es zeigt, gibt sie sich so cool wie Teenager eben sein möchten, aber, ja, dieser Vorfall habe ihr große Angst gemacht, räumt sie ein. Es gibt nicht mehr viele Kinder und Jugendliche in der Frontstadt Kramatorsk im Osten der Ukraine. Die geblieben sind, erleben einen Alltag, der vom Krieg geprägt ist.

Sophia hat heute Morgen wieder einmal bei der Essensausgabe an der Akademichna-Straße mitgearbeitet. Ehrenamtliche verteilen hier jeden Tag Monatsrationen an Menschen, die es nicht aus der Stadt herausgeschafft haben. Nur noch etwa ein Drittel der ursprünglich rund 160.000 Einwohner von Kramatorsk harren in der Stadt aus, die zu einem Symbol der Grausamkeit dieses Kriegs wurde, als Anfang April zwei russische Raketen auf dem Bahnhof einschlugen und 57 Menschen töteten. Die meisten von ihnen waren Flüchtlinge, die weiter Richtung Westen wollten.

Die Front ist nur wenige Kilometer von der Stadt entfernt. Das ferne Grollen der Artillerie ist häufig zu hören, regelmäßig heult der Luftalarm, immer wieder schlagen Geschosse ein. Vor einer Woche zerstörte eines die Schule Nummer 23. Sophia gibt sich aber betont unbeeindruckt. Zu Beginn der Invasion hatte sie ihre Großmutter in einem Dorf nicht weit von Kramatorsk besucht. Dieses Dorf ist jetzt von den Russen besetzt. „Ich habe da so viel Beschuss erlebt, dagegen ist das hier so gut wie nichts.“



In Kramatorsk im Osten der Ukraine hängen Zhenia, 14, Kirill, 14, und Ilya, 15, auf der Straße herum. Sie verdienen sich ein wenig Geld, indem sie Fenster von Autos putzen. Der ständige Luftalarm und die Bombardierungen machen ihnen keine Angst, sagen sie.

Die 13-Jährige hilft bei der Essensausgabe an der Akademichna aus, weil ihre Mutter für die Hilfsorganisation arbeitet, die die Verteilung organisiert, und weil es ohnehin nichts anderes zu tun gibt. Die Schulen sind bereits seit Anfang des Kriegs geschlossen, seit einigen Wochen gibt es keinen Online-Unterricht mehr, weil Sommerferien sind. Sophia mag Sport. Vor dem Krieg, erzählt sie, hat sie viele Orientierungsläufe gemacht, am liebsten in den Karpaten im Westen. Ihr zweites Hobby kann ihr der Krieg nicht nehmen. „Ich spiele sehr gerne Klavier. Klassische Musik.“ Die hilft ihr, sich von dem Wahnsinn abzulenken, der seit einem halben Jahr in ihrer Heimat tobt.

Seit Beginn des Kriegs sind nach Angaben von UNICEF, dem Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, beinahe zwei Drittel aller ukrainischen Kinder zu Flüchtlingen geworden. Drei Millionen Kinder brauchen humanitäre Unterstützung. Mindestens 343 sind durch Waffengewalt gestorben. „Das sind aber nur die überprüften Fälle“, sagt eine UNICEF-Sprecherin. Die tatsächliche Zahl

dürfte höher liegen. UNICEF hat sich mittlerweile aus frontnahen Städten im Donbass wie Kramatorsk und dem benachbarten Slowjansk aus Sicherheitsgründen zurückgezogen.

Zhenia, 14, Kirill, 14, und Ilya, 15, sind drei Jungs, die eigentlich Menschen bräuchten, die sich um sie kümmern. Auf dem Parkplatz vor dem Arbat-Einkaufszentrum im Herzen von Kramatorsk putzen sie mehr schlecht als recht die Fenster von Autos, die meisten sind Militärfahrzeuge. Damit verdienen sie sich ein bisschen Geld – wenn es gut läuft, bekommen sie 50 Hrywnja, umgerechnet knapp 1,30 Euro. Zhenia, der Wortführer der Truppe, ein kleiner Junge mit rasselkurzen blonden Haaren und vor Dreck starrenden Klamotten, sagt, er unterstütze damit seine Eltern.

Als wieder einmal der Luftalarm gellt, interessiert es die drei Jungs nicht. „Ich habe keine Angst, das ist doch normal“, sagt Zhenia und lacht laut. Für die Russen und Putin haben die drei nur Schimpfworte übrig, die nicht druckbar sind. Klar gehen sie davon aus, dass die ukrainischen Soldaten siegen werden. Zhenia will auch Soldat werden. Ilya, ein hoch aufgeschossener Junge, der einen Fischerhut in Flecktarn trägt, hat einen anderen Berufswunsch. „Ich will Schweißer werden“, erzählt er, das sei sein Vater auch.

Ilya ist mit seiner Familie nach Polen geflohen, als der Krieg begann. Vor einigen Wochen sind sie aber wieder zurückgekommen. „Wir hatten kein Geld mehr, da mussten wir zurück.“ So wie Ilyas Familie ergeht es derzeit vielen Familien. „Vor zwei Monaten sind fast 200.000 Menschen aus der Region herausgebracht worden. Jetzt kehren wieder viele zurück, weil manche Länder die Programme für ukrainische Flüchtlinge gestoppt haben“, erzählt Kateryna Onishchenko. Sie ist die Mutter von Sophia. An diesem brütend heißen, schwülen Nachmittag hat ihre Organisation eine Lebensmittelverteilung in Mongolia, einem dörflichen Stadtteil von Slowjansk nördlich von Kramatorsk organisiert. Slowjansk liegt noch näher an den von den Russen kontrollierten Gebieten.

Wenn sie Essen verteilen, dann haben sie oft Eis oder Luftballons für die Kinder dabei. „Die Kinder wissen genau, was passiert. Sie sehen ja Nachrichten und hören die Bomben einschlagen. Wenn sie mit ihren Eltern zusammen sind, fühlen sie sich aber sicher“, glaubt Onishchenko. Welchen Schaden der Krieg an den Kinderseelen anrichtet, das könne sie nicht einschätzen, sagt sie. Aber natürlich bräuchten sie Ablenkung von dem Horror. „Wir laden deswegen mittwochs und sonntags Kinder in unser Zentrum in Kramatorsk ein, da können sie Filme sehen, Pizza essen oder malen.“

Auch Anatoly und Victoria Dobronos versuchen ihren fünfjährigen Sohn Timofey vom Krieg abzulenken. Die Familie ist heute zu der Essensverteilung



Kinder haben in einem Dorf in der Ukraine einen Checkpoint aufgebaut. Der Krieg ist für sie zum Alltag geworden.

Witaly Artemenkow aus Borodjanka

„Wir haben es gebaut und wir werden es wieder aufbauen“, sagt Witaly Artemenkow. Er steht vor seinem gelben Haus an der Schewtschenko-Straße in Borodjanka nördlich von Kiew, es ist die Nummer 77. Er ist Rentner und hat früher als Liquidator gearbeitet. Das waren die Leute, die den radioaktiven Schutt nach der Atomkatastrophe in Tschernobyl abgetragen haben. Vor seinem Haus ragen die Ruinen der beiden neunstöckigen Wohnblöcke empor, die am Morgen des 2. März bei einem russischen Luftangriff zerstört wurden. „Ich war mit meinem Sohn im Korridor dort drüben im Haus. Meine Frau war hier im Keller unter der Erde“, erinnert sich der 67-Jährige. „Die Explosion war so gewaltig, dass ich sie nicht in Worte fassen kann.“ Fast alle Häuser in seiner Nachbarschaft an der Schewtschenko-Straße werden bei dem Angriff komplett zerstört. Artemenkows Haus hat zwar keine Türen und Fenster mehr, das Dach muss erneuert werden, aber die Mauern haben gehalten. „Wir haben sehr viel Wert daraufgelegt, dass es sehr stabil ist, als wir es vor zehn Jahren gebaut haben.“ Kurze Zeit nach den Bombardements besetzen die Russen Borodjanka. Sie bleiben etwa drei Wochen. Als die russischen Besatzer am 24. März Borodjanka verlassen, sieht der Rentner, dass die Fahrzeuge in den Kolonnen, die die Stadt verlassen, voll mit Raubgut sind. Seine Frau, seine Tochter und die Enkelin hat Artemenkow nach Polen bringen lassen. Sein Sohn und er bauen das Haus wieder auf.



September 2022

Leichenwald

Nach der Befreiung großer Gebiete im Nordosten des Landes finden die ukrainischen Streitkräfte Hinweise auf russische Kriegsverbrechen, ähnlich denen, wie sie bereits im Frühjahr nach der Befreiung der Regionen nördlich von Kiew entdeckt wurden. In Isjum machen sie ein großes Gräberfeld aus, in dem nicht nur Opfer der Kämpfe verscharrt worden sind.

In dem kleinen Waldstück am Eingang von Isjum hängt der faulig-süßliche Geruch des Todes zwischen den Bäumen. Männer in weißen Overalls heben den gelblichen Lehmboden aus, viele tragen Schutzmasken. Sie wirken, so leise wie sie sind, wie Gespenster im Zwielicht dieses bewölkten Tages. Sie wuchten die Leichen aus den Gräbern, Forensiker begutachten die verwesenen Körper, Polizisten machen Fotos. Dann legen die Männer in Weiß die sterblichen Überreste in schwarze Plastiksäcke und tragen sie an den Rand des Gräberfelds, dorthin, wo schon Dutzende dieser Säcke liegen. Gestern haben sie dort auch Olena und Dmytro Stolpakow sowie ihre Kinder Sasha und Oley-sa abgelegt, vielmehr das, was von ihnen übriggeblieben ist.

Isjum ist eine Kleinstadt 125 Kilometer südöstlich von Charkiw, der zweitgrößten Stadt der Ukraine. Ende März wurde Isjum von den russischen Streitkräften nach heftigen Kämpfen besetzt und als wichtiger Militärstützpunkt genutzt. Am 10. September befreiten die Ukrainer die Stadt.

Am Dienstag staut sich der Verkehr an einem Checkpoint am Stadtrand. Die lokale Polizei will keine Journalisten mehr in die Stadt lassen. Sie könnten Tatorte kontaminieren, heißt es, die Keller oder Zellen, in denen Menschen während der Besatzung gefoltert worden sein sollen.

Auf das Monument, auf dem oben der Ortsname prangt, hat ein Mensch mit blauer Farbe „Neu-Moskau“ gesprüht, wahrscheinlich einer der russischen Soldaten, die hier stationiert waren. Vor dem Monument lassen sich jetzt ukrainische Soldaten und Zivilisten fotografieren. Sie machen mit zwei Fingern das Siegeszeichen und lachen. Immer wieder steuern schwere Lastwagen die zerstörte Tankstelle am Checkpoint an, auf ihren Sattelaufliegern gepanzerte Transporter, auf denen ein „Z“ aufgemalt ist. Es sind Fahrzeuge, die



Einer der Toten, die nach der Befreiung von Isjum in einem Gräberfeld nahe der Stadt gefunden wurden. Die Menschen wurden in einem Wäldchen verscharrt. Manche hatten gefesselte Hände.

die Russen bei ihrer Flucht zurückgelassen haben. Ein ukrainischer Kampfpanzer stößt tiefschwarze Abgaswolken aus, als er rumpelnd vorbeifährt, im Schlepptau einen russischen Panzer. Nach drei Stunden geht es endlich weiter Richtung Stadt.

Auf der rechten Seite taucht nach wenigen Kilometern, noch bevor die Stadt sich verdichtet, ein kleiner Forst auf. Hohe Kiefern, dazwischen aufgeschüttete Erde. Hier ist das Gräberfeld, das wenige Tage nach der Befreiung von Isjum entdeckt wurde. Es liegt neben dem offiziellen Friedhof. In den vergangenen Monaten wurden hier mindestens 450 Menschen notdürftig bestattet. Flache Gräber, einfache Holzkreuze, nur einige mit Namen.

„Wir haben in einem Massengrab die Leichen von 17 ukrainischen Soldaten gefunden. Die anderen Toten sind Zivilisten. Manche starben durch Artilleriebe-

November 2022

Die Minenentschärfer

Durch den Krieg in der Ukraine sind große Teile des Landes mit Minen und Blindgängern verseucht. Ihre Räumung wird Jahre in Anspruch nehmen. Wir haben im Herbst 2022 im Süden der Ukraine Männer getroffen, die diese lebensgefährliche Arbeit auf sich nehmen.

Am 10. November stirbt Volodymyr Sokurenko, 51, nahe Kostromka, einem Dorf etwa 75 Kilometer nordöstlich der Stadt Cherson nach der Explosion eines Sprengkörpers. Ein Freund von Volodymyr erzählt, es sei eine als Falle hinterlassene Landmine gewesen, die den Oberleutnant bei einer Aufklärungsmission im Süden der Ukraine tötete. Überall dort, wo die russischen Streitkräfte sich zurückziehen, lauern in dem Land tödliche Gefahren. Blindgänger, Minen, Sprengfallen.

An einem kühlen, wolkenverhangenen, regnerischen Tag Ende November stapfen gut zwei Dutzend Männer über ein weites Feld bei Cherson. Es ist mit rot-weißem Flatterband abgesperrt, alle paar Meter stehen rote Schilder, darauf ein Totenkopf, unter dem in kyrillischen Buchstaben das Wort „Mine“ steht. Die Männer tragen dunkelblaue Uniformen, Schutzwesten, Helme, suchen mit Metalldetektoren konzentriert den schlammigen Boden ab. Die Geräte piepsen immer wieder, hier sind in den vergangenen Monaten Hunderte Geschosse heruntergegangen, russische wie ukrainische. Der Ort war ein Schlachtfeld.

Wo genau sie arbeiten, dürfen wir nicht schreiben. Die russischen Streitkräfte sind nicht weit entfernt, es besteht die Gefahr, dass die Männer während ihrer Arbeit zum Ziel von Artillerieangriffen werden. Das Wummern von Geschützdonner erklingt immer wieder in der Ferne. Die Männer sind Minenräumer des staatlichen Rettungsdienstes der Ukraine. „Seit Beginn der Arbeiten haben wir 725 Einsätze durchgeführt“, sagt Einsatzleiter Oleksandr, Ende 30, der seinen Nachnamen nicht veröffentlicht sehen will. Oleksandr schaut auf eine Liste in seiner Hand und rattert Informationen herunter.

„Wir haben 5574 explosive Gegenstände verschiedener Typen und Kaliber neutralisiert und zerstört. Artilleriegeschosse, Mörserminen, Granaten, Pan-



Minenräumer auf einem Feld bei Cherson im Süden der Ukraine. Ihr Job ist lebensgefährlich, immer wieder sterben Entschärfer bei der Arbeit. Es wird Jahre, vielleicht Jahrzehnte dauern, bis alle Minen und Blindgänger in der Ukraine geräumt sind.



Alexej zwischen Mykolajiw und Cherson

„Mir helfen die Gespräche mit meinen Freunden und meiner Familie dabei, mit der Furcht umzugehen. Das entspannt mich ein wenig.“ Irgendwo neben einer Straße zwischen Mykolajiw und Cherson im Süden der Ukraine lebt Alexej seit drei Monaten in einem Erdloch, zu dem ein Schützengraben führt, geschützt von einer Baumreihe und Gebüsch. Er ist 34, verheiratet und hat zwei Kinder. Am ersten Tag des Kriegs wurde er eingezogen. „Ich bin ein Experte für optische Zielerfassungsgeräte, mit denen wir die Russen ins Visier nehmen. Vor dem Krieg hatte ich einen normalen Job. Ich hatte ein Haus, ein Auto, das war kreditfinanziert. Alles entwickelte sich von Tag zu Tag besser. Aber dann hat sich alles geändert, es kam völlig unerwartet.“ Er sitzt an einem Holztisch in der Erdhöhle, die sie sich hier gegraben haben. Die Zeit vertreiben sie sich, indem sie weiter am Ausbau ihrer Stellung arbeiten oder Kartoffeln anpflanzen. Alexej liest gerne mal ein Buch. Die Front ist nicht weit. Das Donnern der Geschütze rollt immer wieder über die Steppenlandschaft. „Das hier ist ein sehr gefährlicher Ort. Die Russen können ja auch die Stadt mit ihrer Artillerie erreichen. Also ist es für sie kein Problem, uns hier zu attackieren. Natürlich habe ich hier Angst. Es ist ja nicht nur so, dass sie dich treffen können, wenn du schläfst. Du kannst auch draußen bombardiert werden.“



Katharina (15) aus Butscha

„Sie wollte vor allem tanzen. Das hat ihr immer großen Spaß gemacht“, sagt Anton Furmanyuk. Er steht auf dem neuen Feld des Friedhofs von Butscha bei Kiew. 40 Menschen sind allein hier in den vergangenen Tagen beerdigt worden, den Weg zu dem Gräberfeld säumen Dutzende weitere frisch aufgeworfene Hügel mit bekränzten Kreuzen. Furmanyuk ist hierhin mit Larysa gekommen, einer Freundin. Sie haben einige Minuten nach Katharina suchen müssen, bis sie sie fanden. Katharina ist mit 15 Jahren gestorben. Sie ist die Nichte von Furmanyuk. Die beiden stehen vor dem Grab, senken die Köpfe, verharren im Gebet. Larysa nimmt die Sonnenbrille ab und wischt sich die Tränen aus den Augen. Furmanyuk atmet tief durch. „Katharina und ihre Mutter waren in Hostomel. Ihr Stiefvater ist beim Militär. Sie haben tagelang in einem Luftschutzkeller gesessen. Am 2. März wollten sie mit einem anderen Mann nach Kiew.“ Dort kommen die drei nie an. Ihr Auto wird beschossen, die drei werden verletzt – Katharina schwer – und in ein Krankenhaus in Borodjanka gebracht. „Katharina hat den Arzt immer wieder gefragt, ob sie am Leben bleiben wird.“ Das Mädchen hat jedoch keine Chance. Am nächsten Tag stirbt die 15-Jährige. Ihre Mutter und der Begleiter fliehen aus der Kleinstadt, weil dort die Russen einmarschieren. „Sie haben sie in Borodjanka beerdigt. Ihre Mutter und ihr Vater konnten nicht dabei sein, weil es keinen Korridor in die Stadt hineingab. Ihr Grab dort war neben einem, in dem neun Menschen lagen.“ Nachdem die Russen Borodjanka verlassen haben, wird Katharina umgebettet. Auf ihrem Grabhügel stehen kleine Blumen und ein Grablicht, jemand hat eine Banane abgelegt. „Das war ihre Lieblingsfrucht“, sagt Furmanyuk. Er hat ein kleines Stofftier dabei, so etwas hat sie geliebt. Laryssa zeigt das letzte Instagram-Foto von Katharina. Sie lacht darauf voller Lebensfreude. Sie hat es nur wenige Tage vor ihrem Tod gepostet.



Yaroslav Dzybenko (37) aus Peremoha

Peremoha ist ein kleines Dorf östlich von Kiew, knapp eine Autostunde von der ukrainischen Hauptstadt entfernt. Yaroslav Dzybenko hat hier seit seinem 17. Lebensjahr auf dem Hof seiner Eltern Valentyna und Volodymyr gelebt. Sein Zimmer ist jetzt eine Art Gedenkstätte, auf einem Tisch hat seine Mutter Fotos von ihm aufgestellt und seine Lieblingsbücher drapiert. Er hat gerne gelesen, erzählt sie, vor allem Bücher über die Geschichte der Ukraine. „Yaroslav war ein Patriot“, sagt sie. Auf einem Stuhl steht seine Gitarre. Vor ein paar Jahren war ihr Sohn in der ukrainischen Ausgabe der TV-Show „Supertalent“ zu sehen, das hat sie sehr stolz gemacht. Vor allem, sagt seine Mutter, hat Yaroslav Dzybenko die Freiheit geliebt. Deswegen war er auf dem Maidan in Kiew, als dort 2014 die Menschen gegen die damalige prorussische Regierung revoltierten. Als am 24. Februar der russische Großangriff gegen die Ukraine begann, habe ihr Sohn beschlossen, Peremoha gegen die Invasoren zu verteidigen, zusammen mit seinem Cousin Dimitro. Die beiden jungen Männer stellten in Yaroslavs kleinem Laden am Ortsrand von Peremoha Molotowcocktails her. Zum Einsatz kamen sie nicht. Am Abend des 28. Februar rückten russische Soldaten in ihr Dorf ein. Kurze Zeit später erschossen sie Yaroslav und Dimitro. Ein russischer Offizier erlaubte Nachbarn, die beiden zu beerdigen. Yaroslav hatte kein Gesicht mehr, sie erkannten ihn nur an seinen Kleidern und seiner Statur. Sein Vater verschwieg der Mutter den Tod ihres Sohnes, um sie schützen. Er hatte Angst, sie könnte etwas Unüberlegtes tun. Erst nach dem Abzug der Russen einen Monat später erfuhr sie, was ihrem Yaroslav geschehen war. Am 11. April wurde ihr Sohn ein zweites Mal beerdigt. Insgesamt starben während der russischen Besatzung 17 der etwa 1100 Einwohner von Peremoha.
